

## SUBKULTUR

# Sie nennen es Kunst

**Muss man als Künstler in Berlin angesiedelt sein? Das grenzübergreifende Festival "Wir nennen es Hamburg" meint nein, und präsentiert aktuelle hanseatische Subkultur**

VON KATI THIELITZ

Eine kleine Flagge in knalligem Rot bringt auf den Punkt, was viele Künstler gedacht haben mögen, als sie vom Hamburger Kunstverein zur kostenlosen Bereitstellung zweier DIN-A-4-Arbeiten aufgefordert wurden.

"Ich bin doch nicht blöd. Öffentlich weinen, privat zürnen!" ist auf der Flagge zu lesen. Der Künstler Simon Starke hat sie entworfen, aus der Plastiktüte eines Elektronikdiscounters.

Mitgemacht haben Starke und viele seiner Kollegen trotzdem. Deshalb hängt seine Flagge jetzt in Reih und Glied neben rund 300 weiteren DIN-A-4-Arbeiten.

Zu sehen ist das Ganze im Kunstverein, der in diesen Tagen gemeinsam mit dem Theater Kampnagel Einblicke in die Kulturszene der Hansestadt geben möchte. Berlin ist weit weg. Wir nennen es Hamburg ist nicht ohne Grund der Titel des Festivals. Beteiligt haben sich neben bildenden Künstlern, Musiker, Regisseure, Choreografen und Schauspieler.

Eine DIN-A-4-Arbeit jedes beteiligten Künstlers ist als Teil eines großen Frieses im Rahmen der Ausstellung zu sehen. Die zweite kann für 60 Euro zusammen mit dem Katalog in einer verschlossenen Box erworben werden.

Die Künstler verdienen daran nichts. Deshalb fühlen sich viele wie die heimlichen Sponsoren des als besonders künstlerfreundlich proklamierten Prestigeprojekts. 60 Euro für ein Original-Kunstwerk? Lassen sich so die Mechanismen des Kunstmarkts aushebeln?

Einige Ausstellungsbesucher haben gleich sechs Kataloge gekauft - in der Hoffnung, die Arbeit von Daniel Richter oder Andreas Slominski zu bekommen, den mit Abstand bekanntesten und teuersten der Wir nennen es Hamburg - Künstler. Dabei wollte das Festival den Fokus auf wenig bekannte Talente lenken und nicht erneut das Loblied auf etablierte Kunststars anstimmen.

Statt sich mit diesen Namen zu schmücken, hätte der Kunstverein jedoch besser ganz auf sie verzichtet.

"Es ist furchtbar, in dieses Verwaltungsformat gepresst zu werden", sagt Simon Starke über das DIN-A-4-Konzept.

Sein Kollege Rolf Bergmeier empfindet das Format als "Entwicklungshilfe" und nicht als geeignete Plattform für Kunst.

Dass sich dennoch so viele Künstler darauf eingelassen haben, begründet Bergmeier mit der prekären Situation: "Es gibt unter Hamburger Künstlern eine diffuse Angst, die zur Selbstkontrolle führt."

Wegen der immer dürtiger ausfallenden städtischen Förderung beschwerten sich die meisten nicht - "damit es nicht noch schlimmer wird", so Bergmeier.

Andere, wie er selbst, tun es dann doch, aber durch die Hintertür. Bergmeiers DIN-A-4-Beitrag kommt ähnlich trotzig daher wie Starkes Flagge: Auf einem weißen Blatt ist zu lesen: "Mach es dir selbst."

Die Organisatoren der zwei Institutionen – Meike Behm, Yilmaz Dzewior und Corinna Koch vom Kunstverein und Amelie Deuffhard, Nadine Jessen und Andras Siebold von Kampnagel – verstehen das Festival dagegen als Ort der "Community-Bildung".

Sie betonen die interdisziplinäre Ausrichtung - als würden die Künste nicht ohnehin seit jeher von gegenseitigem Austausch leben.

Gerade mit Blick auf die Gegenwart ist das Konzept wenig innovativ: Bildhauer entwerfen Bühnenbilder, Maler werden durch Melodien inspiriert, Komponisten machen Filmmusik.

Der Titel des Festivals, der an das 2006 erschienene Buch Wir nennen es Arbeit – die digitale Bohème oder intelligentes Leben jenseits der Festanstellung angelehnt ist, gefällt einigen Künstlern nicht.

"Viele Kulturschaffende in Hamburg identifizieren sich nicht mit der Stadt", sagt Kampnagel-Intendantin Amelie Deuffhard.

Die Frustration resultiere wesentlich aus der rückläufigen Förderung der freien Kunstproduktion. "Wenn die Rahmenbedingungen für freie Künstler in Hamburg besser wären, dann gäbe es auch mehr Identifikation."

In der Stadt, die sich mit der Elbphilharmonie ein kulturelles Leuchtturmprojekt bauen möchte, fehlt das Geld für Künstlerhäuser und freie Initiativen.

Eine "Community" indes sei längst da, heißt es aus der Szene. Ob sie sich von "Wir nennen es Hamburg" gut vertreten fühlt?

Die Künstlerin Corinna Korth ist eine der wenigen Beteiligten, die sich über das Festival freut. Nicht das Festival sei problematisch, sondern das Kunst- und Fördersystem der Stadt. Statt auf städtische Kulturförderung setzt die 32-Jährige auf selbstverwaltete Projekträume. "Ich verlasse mich nicht auf Behörden. Die sind der Kunstfeind Nummer eins."

Wir nennen es Hamburg , bis zum 4. Januar 2009